


Nr. 129. Bromberg, den 9. Juni 1929.

# Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von Frank F. Braun.



(9. Fortsetzung.) 

Frau Sidi schien gespannt zu beobachten, wie eine männliche Makropode das Weibchen jagte. Sie fand sich in ähnlicher Lage. Dieser Brendel jagte sie, wenn auch aus ungleich anderen Motiven. Er war drauf und dran, diesen abendlichen Besuch des Pablo Forto aufzudecken. Sicherlich! Pablo war ein guter Mensch, aber ehe man sich einsperren läßt, klärt man eine Verknüpfung von Anscheinen auf, die überall, nur nicht in dieser Stadt mit ihren Lästermäulern, eine Harmlosigkeit bedeuten würde. Sie wandte sich um. „Ich rufe Ihr gutes Herz an, Herr Referendar!"

„Aber, gnädige Frau!"

„Pablo Forto kann nicht der Mörder des Hinz sein. Forto war von etwa 7 bis gegen 9 Uhr hier bei mir in der Wohnung. — Er ist ein alter Bekannter von mir. Ich kann Ihnen das nicht so erklären. Tatsache, daß ich ihm jene 500 Mark, die an der Kaution fehlten, und um derentwillen dieser Verdacht des Mordes auf ihn fiel, daß ich ihm dies Geld lieh — schenkte. sozusagen."

„Was veranlaßte Sie, wenn ich fragen darf, zu dieser — Güte?"

„Eine alte Bekanntschaft, ich sagte es. Eine sehr alte Bekanntschaft — aus meiner Mädchenzeit. — Muß ich mehr sagen?" Sie war blaß, ihre Wimpern zitterten im Auf und Ab einer übererregten Reizbarkeit.

Brendels Hand fuhr gewohnheitsmäßig nach dem Bleistiftköcher seiner oberen Westentasche, aber er unterbrach die Bewegung. Wie durfte er hier Notizen machen wollen! „Gewiß nicht, gnädige Frau", beantwortete er ihre letzte Frage; dann erhob er sich. „Ich werde vollkommen andere Maßnahmen in Erwägung ziehen," versprach er, „es handelt sich nun natürlich nicht mehr um den Zirkusdirektor."

„Danke", sagte sie und gab ihm die Hand. „Wenn es sich machen läßt," bat sie leise, „es wäre mir, wie Sie sich denken können, lieb —"

„Ich glaube nicht, gnädige Frau, daß außer jenen drei Menschen, die jetzt um diese Sache wissen, noch jemand davon erfahren muß."

„Danke, Herr Referendar." Das kam mit tiefem Atemzug.

„Nichts zu danken, gnädige Frau."

Er stand auf der Straße. Schwalben umschwirrten einen Hausgiebel. Drüben vor der Schmiede stand ein Pferd und wartete. Wartete nicht diese ganze Stadt? Was würde geschehen? Es geschah wohl nichts ohne Zutun.

Trübe schritt er die Straße zum Rathaus hinab. Mußte es einem nicht Leid bereiten, da einen Strick fester und fester zu ziehen um ein junges Menschenleben? Arme, kleine Luzy! — Sie war auf jeden Fall beteiligt. So oder so. Wenn ihn nicht alles täuschte, wenn er sich auf sein Gefühl, seine Menschenkenntnis verlassen durfte, lag die Entscheidung jetzt auf der Hand. Er hielt sie mit spitzen Fingern. Luzy allein oder Luzy gemeinsam mit einem Helfershelfer hatte den Peter Hinz getötet. Dieser Helfer konnte sein? Er blätterte in Gedanken die Akten: Folio 7: Doktor Stein weigert sich, sein Alibi nachzuweisen. Doktor Stein liebte die Luzy. Das war die eine Möglichkeit. — Die andere, schwächere, wie ihm schien, war die, daß Valentin Schwepp gelogen hatte, und daß in jenem Sack mit Disteln und Unkraut die Leiche des Peter Hinz gewesen war; daß der junge Valentin die Luzy vor dem Toten hockend, planlos, hilflos gefunden hatte — und ihr half, indem er die Leiche beseitigte.

Der Marktplatz war aufgetaucht und wieder zurückgetreten. Der Weg führte allmählich ins Freie. Ziellos wanderte Brendel geradeaus, am Hause des Toten vorbei, die ebene Straße hinab zum Nonnensee. Warum nun an diesen See? Er musterte seine neue Umgebung, fast ohne die Augen zu heben. Hier, dachte er, hier an diesem Ort der Stille . . .

An jener gegabelten Weide, wo Peter Hinz einst den Hut verlor, blieb er stehen. Er wollte umkehren, aber dann stutzte er vor einer Beobachtung. Tief eingedrückte Fußspuren lagen da, führten hinüber zu der Landzunge, die hinter den Büschen sich in den See reckte. Mechanisch ging er diesen Spuren nach. Er war sich nicht bewußt, hier gewissermaßen eine Verfolgung aufzunehmen. Er war vollkommen überrascht, erschrocken beinahe, als sich aus dem Gestrüpp plötzlich der Rechtsanwalt Cäsar Stein löste.

„Wieder zurück?" sagte der so unerwartet Aufgetauchte. „Sie kommen just zurecht für dieses Sensationsgeschehnis. — Der arme Peter Hinz. Er war Ihr Freund, nicht wahr?"

„Kaum," entgegnete Brendel in instinktiver Abwehr, „eine gute Bekanntschaft verband uns."

„Wen hat das hohe Amtsgericht jetzt im Verdacht? Eine Zeitlang schien Herr Schwepp es auf mich abgesehen zu haben."

Brendel antwortete nicht, aber in seinem Blick war etwas, was den Rechtsanwalt aufforderte, weiterzureden.

„Also noch immer ich? Nun, tragen wir es in Ruhe und Geduld. Es führen viele Wege nach Rom."

„Warum wollten Sie Ihr Alibi nicht nachweisen?" meinte Brendel lässig. „Weibergeschichte?"

„Fragen Sie — offiziell?"

„Nein."

„Dann also, wie Sie es meinen: Weibergeschichten, ja."

„So wertvoll, daß Sie sich deswegen Unannehmlichkeiten aussetzen?"

Doktor Stein zuckte die Achseln gen Himmel. „Schließlich ist man Kavalier, Ehrenmann."

Langsam hob Brendel die grauen Augen. Es blieb unerfindlich, was in seinem Blick stand, als er sagte: „Sind wir wirklich Ehrenmänner, wenn es um eine Frau geht?" Eine ironische Falte, es konnte auch ein mattes Lachen sein, stand in seiner linken Mundecke.

Aber Doktor Stein schien nichts Besonderes an dem Satz und der Mimik zu finden. Er nahm die Worte als Bonmot. „Man versucht es jedenfalls", lächelte er.

Brendel zog eine Bilanz. Dieser Rechtsanwalt Stein hatte eine Rolle gespielt im Drama jenes Abends. Welche? Helfer, Mörder . . . wie reimte sich das mit dem zusammen, was jener eben so selbstsicher als Ausrede gebrauchte? Damenbesuch. — Gab es Damen in dieser Stadt, die . . . oder nein, für die man schwieg . . . Es gibt allerlei Geheimnisse, überlegte er, und das Beispiel der Frau Sidi trat warnend vor sein geistiges Auge. Keine vorschnellen Schlüsse!

„Lieben Sie noch immer diese kleine Luzy Gonschorek?" fragte er vollkommen harmlos und gut gespielt.

Doktor Stein zuckte mit keiner Miene. „Lieben?" meinte er als Antwort. „Übrigens, wie kommen Sie darauf?"

„Es ist schade um das Mädel", sagte Brendel, und er wußte noch nicht, wo er hinauswolle. Er stand in Fechter-

stellung und reizte da einen Gegner, von dem er nichts wußte.

Doktor Stein sah ihm auf den Mund. Kam noch so ein Satz? Aber Brendel schwieg. Der Rechtsanwalt wand sich. „Ja," versuchte er prüfend, „sie sieht allerdings sehr schlecht aus in letzter Zeit."

„Die natürlichen Folgen", meinte Brendel.

„Hm." Jetzt war Doktor Stein ratlos. Hatte dieser Brendel spioniert? War er selber vielleicht nicht ganz unbeteiligt am Geschick der Luzy. Cäsar Steins Verdacht gegen den jungen Valentin halbierte sich. Auch dieser Brendel konnte in Betracht kommen. „Sie machen sich doch nichts aus höheren Töchtern", riskierte er spottend.

„Von mir ist auch weniger die Rede."

„Sondern?" lauernd der andere.

„Von Luzy!"

Doktor Stein biß die Lippen auseinander. „Was wissen Sie denn! Sie reden in merkwürdigen Andeutungen."

„Man will nichts verraten," sagte Brendel, „man muß auch vorsichtig sein. Ich habe keine Lust, mir den Mund zu verbrennen. Wenigstens nicht als erster." Dieses Versteckspiel war ganz nach seinem Wunsch. Irgendwann würde Doktor Stein schon ausrutschen. — Meine Position ist sicher, ich selber kann ja nichts verraten, denn ich weiß nichts! Das war die Überlegung eines profunden Denkers.

Und prompt rutschte Doktor Stein aus. „Sie meinen, wegen der Frau Weidemann . . ."

„Ach nein," sagte Brendel, "das weniger." Sein Hirn notierte: Frau Weidemann. „Ich denke an den Mordabend."

„Ihr seid alle verrückt", rief der Rechtsanwalt. „Nehmen Sie mir das nicht übel, Ihr habt den Mörderfimmel!"

„Sie wissen eben nicht alles, lieber Doktor; Sie würden anders sprechen, wüßten Sie, was ich mit mir herumschleppen muß. — Diese Unterredung sollte Sie warnen; aber Sie scheinen nicht zu verstehen, um was es geht."

Doktor Stein ward doch unruhig. War etwas bekannt geworden? Wußte dieser Referendar von dem abendlichen Besuch Luzys ? „Wenn Sie etwas wissen," sagte er und versuchte gefaßt zu erscheinen, „reden Sie, bitte. Ich bin Manns genug, für meine Tat einzutreten."

„Sie sind Akademiker," betonte Brendel und stand vor dem anderen, „auf Wort also und unter uns: Wo waren Sie am Abend, als Peter Hinz ermordet wurde?"

„In meinem Zimmer."

„Das wußte ich natürlich", lehnte Brendel ab, und er hatte keine Ahnung, was jetzt kommen sollte. „Ich meine: Wann folgten Sie der Aufforderung jener Dame?" — Sie muß ihn doch gerufen haben, dachte er, er wird nicht der Erste am Platze gewesen sein. Was hätte sonst Luzy bei dem Peter Hinz überhaupt zu suchen gehabt, wenn Doktor Stein dort war!

„Welcher Aufforderung?" fragte verwundert der Rechtsanwalt. „Wir reden aneinander vorbei. Ich habe — Ehrenwort, daß Sie schweigen?"

„Selbstverständlich; soweit ich beruflich dazu imstande bin."

„Mit dem Mord hat das alles gar nichts zu tun", sagte Doktor Stein in plötzlicher Offenheit. „Ich will nur nicht, daß dies kleine Mädel vor die Hunde geht. Ich will wissen, wer sie verführt hat. Jener Edelmann soll sie auch heiraten!"

Brendel überschlug das Gehörte. Frau Weidemann, die weise Frau; Luzy — ah — Perspektiven — aber nicht die Mordgeschichte. Schade.

Und Doktor Stein löste die vorletzte Reihe des Kreuzworträtsels: „Ich brachte Luzy etwa um 9 Uhr herunter. — Ich versichere, daß zwischen uns nichts gewesen ist, was Sie oder Vater Gonschorek nicht hätte wissen dürfen; nichts eben als das für unsere Stadt erschreckliche Beieinander in meiner Bude."

Log dieser Kerl, dann log er grandios mit seinem Einschlag von burschikoser Biederkeit. Brendel sah ihn sich an. „Und dann ging Luzy also zu Peter Hinz . . ." sagte er, und ließ seinen Satz wie eine Behauptung kommen.

„Grauenhaft", sagte Cäsar Stein. „Weiß man das bestimmt?"

Brendel nickte düster.

Cäsar Stein lehnte an einem Baum. Es war die gespaltene Weide. „Wie erklären Sie sich den Mord, Herr Brendel?" sagte er heiser, ohne einen Ton in der Kehle. „Er wird sie vergewaltigt haben. Sie mag sich zur Wehr gesetzt haben, irgendwie kam eine Waffe in ihre Hand — vielleicht der Brieföffner. Er kann ein gefährliches Werkzeug werden, ohne daß man es beabsichtigte . . . Ich will seinerzeit die Verteidigung führen, hören Sie! Das ist kein Mord, das ist Totschlag, Notwehr vielleicht nur!"

„Ja," sagte Brendel, „aber wer schaffte die Leiche beiseite, Doktor Stein? Es müssen demnach zwei Säcke mit Unkraut dort gelegen haben?"

Dem Rechtsanwalt blieb nur das letzte Wort haften; er verstand überhaupt nicht, was Brendel redete. „Unkraut?" machte er fassungslos.

Da gab es Brendel auf. „Ich suche den Mann, der die Leiche beiseiteschaffte!"

Aber Doktor Stein war verrannt in seine eigene Idee. „Wenn das Kind von dem toten Peter Hinz ist," sagte er, und klassische Größe wogte an, „heirate ich die Luzy vor dem Prozeß!"

Jetzt tat Brendel endgültig einen Strich. Dieser Rechtsanwalt Stein schied gänzlich aus auf der Liste der Bewerber um diesen Mord. War es nicht bald so etwas wie ein Wettbewerb! Einer nach dem andern fiel ab, ward unfähig gefunden. Blieb Luzy, Luzy ganz allein. Und der junge Schwepp als Helfer. Warum log der Bengel! Nun half ihm nichts und niemand mehr. — Brendel ließ den Doktor Stein stehen; sein Gruß war sehr kurz. Auf zu Frau Weidemann, das war der nächste Weg! Plötzlich hatte er Quecksilber in den Beinen. Er ahnte eine Spur, die noch frisch sein mußte. Da hieß es eilen, ehe ein Regen sie verwischte, ein Wind sie verwehen konnte.

Doktor Stein sah ihm nach. Er war erschüttert; er hätte diesem Tempo sowieso nicht zu folgen vermocht. Seine körperlichen Fähigkeiten waren gleichermaßen erschöpft, wie seine geistigen. Hier triumphierte das Herz! Er tanzte auf dem Seil einer Verachtung für die Umwelt, das, allzu straff gespannt, nicht lange halten konnte. Aber dieser Seiltanz war derart imponierend aufgestiegen aus geruhsamer Bürgerlichkeit, daß Herr Stein, wie gesagt, zunächst erschüttert dem zusah. „Ich heirate sie! Mit dem Kind! Die Mörderin!" Sterne taumelten, der Himmel neigte sich . . .

Es ergab sich, daß Brendel auf dem Wege zur Stadt selbst das Gefühl hatte, der Zufall spiele ihm hier allzu offensichtlich Zusammenhänge in die Hände, um die seine Vorgesetzten bis zur Erschöpfung und zum Nervenzusammenbruch sich abgemüht hatten. Aber er war wie alle Menschen überzeugt von sich und bereit, den Zufall, was seine Person anging, auszuschalten und die Glückserfolge dem eigenen Konto Geschicklichkeit zuzuschreiben.

Um 7 Uhr lebte Peter Hinz. Er hat den Briefträger gesprochen. Um 9 Uhr kam Luzy zu ihm. Ich muß dem Valentin eine Falle stellen. Wann kann er seinen Versuch, in das Fenster zu steigen, angestellt haben? Es muß nach 9 Uhr gewesen sein, da er ja Luzy bei Peter Hinz wußte. — Tief in Gedanken überkreuzte Brendel den Markt. — Dies war die Bäckerstraße? Gewiß. — Nummer 43. Ah — Frau Weidemann, da stand es auf weißer Emaille. Die Treppe war schmierig. Es roch mehr nach gekochtem Weißkohl als nach Verbrechen. Doch das sollte nichts sagen.

Trill! machte eine gesprungene Glocke.

Frau Weidemann öffnete selbst. Sie war mittleren Alters, trug das Haar in der Mitte gescheitelt und hatte eine blauweiß gestreifte Schürze vor das Kleid gebunden. Sehr bürgerlich war der äußere Eindruck. Aber das sollte abermals nichts sagen.

„Frau Warren," sagte er, „äh — Frau Weidemann, ich komme in einer Angelegenheit, die im Augenblick noch privat, doch Ihre vollkommene Offenheit erfordert."

Sie tat scheue Begrüßungszeremonien und ließ ihn eintreten. „Der Herr Referendar vom Amtsgericht, nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

# Der Haifisch.

Skizze von Hermann Soller.

Siniapu, der Singhalese, der im „Galle Face" Irving Stanton den Kaffee zu bringen hatte, trat auf die Terrasse des Luxushotels. Sein bronzefarbenes Gesicht leuchtete, als er die silberne Kanne vor dem englischen Sahib niedersetzte und sagte: „Die Fischer aus der Pettah haben einen Hai gefangen, Sir!"

„Ist denn da etwas Besonderes dabei?"

„Hier in Kolpetty schon. Wenn es jenseits der Riffe geschehen wäre, dann handelte es sich um einen alltäglichen Fall. Aber hier, dicht vor dem „Galle Face", wo die englische Regierung in Kolombo sogar die Seebäder freigegeben hat, bedeutet ein Hai immerhin etwas."

„Der Singhalese hat recht." Diese Bestätigung war von den Lippen George Princes gekommen, der Hoteldirektor im „Galle Face" war. „Wenn die „Ceylon-Times" die Geschichte von dem hinter den Riffen erbeuteten Hai breit tritt, dann könnte das die ohnehin schon magere Saison im „Galle Face" ernstlich gefährden."

Irving Stanton nahm von diesen Besorgnissen des um sein Geschäft Bangenden keinerlei Notiz. Er wandte sich aufs neue an Siniapu: „Ist denn das Ungetüm sehr groß?"

Der Singhalese begeisterte sich: „Ein Koloß, Sahib, ein Riese! Drei Mann sind nötig gewesen, um diesen Fisch einzubringen."

„Singhalesen," warf Irving Stanton geringschätzig dazwischen.

Siniapu nickte.

„Bekanntlich sind die keine Herkulesse."

Bei diesen Worten maß der Engländer die geschmeidige, ja knabenhafte Gestalt des Bronzefarbenen, deren Umrisse sich unter dem faltigen Sarong wie das Meisterwerk eines Myron abzeichneten.

Denn er selbst überragte — ein unverkennbarer Vertreter seiner Rasse — das ceylonische Naturkind um zwei Fuß.

„Wollen Sie den Hai sehen, Sahib?"

„Wo ist er?"

„Auf der Klippe, noch keine dreißig Schritt von hier entfernt. Sie weiden ihn gerade aus!"

Mit einer Hast, die sonst ganz und gar nicht seine Sache war, leerte da Irving Stanton die vor ihm auf dem Marmortischchen stehende Tasse, und den Tropenhelm mit dem langen, wehenden Schleier auf das strohgelbe Haupt stülpend, folgte er Siniapu, der mit der Geschmeidigkeit einer Smaragdechse den Weg über die Uferfelsen seewärts nahm.

Von hunderttausend Pfeilen einer schier unbegreiflichen Sonne getroffen, blitzte der Indische Ozean wie ein birmanischer Saphir.

Irving Stanton hatte seine liebe Not. Was waren die Wettkämpfe in Cambridge und die Viertausender der Alpen, die er spielend bewältigt hatte, gemessen an diesem Akrobatenstückchen, das ihn mit halsbrecherischen Sprüngen durch einen der Danteschen Höllenkreise zu führen schien?

Diese dreißig Schritte — die hatte der Fuchs gemessen!

Endlich! — Das Völklein der Pettah umstand die Gruppe der drei glücklichen Haifischfänger zu Hauf.

„Hoihoihoi", schrie da Siniapu.

Ein Anruf, der so ziemlich in allen Sprachen der Welt das Gleiche bedeutet. Tamilen und Singhalesen begriffen. Vor der weißen Hautfarbe in Ehrfurcht ersterbend, machten sie Irving Stanton und dessen Führer Platz.

Siniapu hatte nicht übertrieben. Dieser Hai war in Wahrheit ein Exemplar! Ein Unikum, wie man es nur ganz selten aus den Tiefen des Indischen Ozeans hob. — Zunächst ein ganz unerklärliches Rätsel. Warum hatte sich dieser Riese der Küste genähert und war den doch immerhin recht primitiven Angelhaken und Harpunen der Eingeborenen zum Opfer gefallen?

Den Fuß auf dem glatten und silbergrauen Leibe des nun vollkommen unschädlichen Räubers, prüfte Stanton. Grade war einer der Fischer dabei, den feisten Leib des Tieres aufzuschlitzen.

Da sagte der Engländer: „Ich bin in der Tat auf das äußerste gespannt, was man aus dem Magen dieser Bestie an das Licht der indischen Sonne befördern wird. Wie ich las und wie mich Kenner der Dinge versicherten, soll man ja schon die unglaublichsten, seit Jahren verschollenen Gegenstände im Inneren dieser Burschen entdeckt haben."

Schon hatte die Hand mit dem Messer ihr Werk vollendet und die gigantischen Eingeweide fielen vor. Unergründliche Magazine einer sicher mehr denn zehnjährigen Freßgier! In den Augen des zum Metzger gewordenen Fischers leuchtete es auf.

„Ha!" Zwischen den Fingern glänzte es.

„Zeig' her", befahl Irving Stanton. Widerwillig kam der singhalesische Glückspilz dieser Aufforderung nach. Aber — ein Weißer, ein Sahib!!

Es war ein **goldener Ring**, den Irving Stanton wohl eine Minute lang mit höchstem Interesse musterte. Durchaus kein wertvolles Stück. Weder Diamant, noch Rubin, Smaragd oder Saphir wurden von diesem einfachen Reifen gefaßt. Nur ein großer Karneol, in dessen ziegelfarbiger Fläche Wappen und Devise eingraviert waren.

Plötzlich erblaßte Irving Stanton. Zitternd fuhr seine Hand in die Tasche seiner weißen Seidenweste und nahm die Lupe vor das Gesicht. Er las: „Strong for ever!"

Da schlug jähe Röte in seine Wangen, kein Zweifel mehr! Mühsam sammelte er sich: „Ich gebe dir zwei Pfund für diesen Ring!"

Der Singhalese verlegte sich auf das Feilschen, und Irving Stanton legte noch ein halbes Pfund zu.

Nie in seinem Leben hätte er später einem Menschen erzählen können, wie er damals den Weg ins „Galle Face" zurückgefunden hatte. Aber er kabelte noch an dem gleichen Tage nach England: „Das Unbegreifliche hat seine Erklärung gefunden. Durch einen Zufall habe ich zweifelsfrei festgestellt, daß mein armer Bruder Fletscher vor drei Jahren hier in Kolombo tödlich verunglückt ist. Lord Irving."

# Pferderennen in Siena.

**Ein einzigartiges Volksfest. — Die Stadt als Rennbahn. — Prügeln ist Trumpf. — Mittelalter im 20. Jahrhundert.**

**Von Theodor Lindenstädt.**

Zweimal alljährlich findet in dem toskanischen Siena ein großes Fest der verschiedenen Handwerkergilden statt, dessen Abschluß eine auf der ganzen Welt einzig dastehende Veranstaltung bildet: der „Palio". Es ist ein Pferderennen, das nicht auf einer Rennbahn abgehalten wird, sondern in den Straßen der altertümlichen Stadt selbst. Daneben weist es die weitere Eigentümlichkeit auf, daß die teilnehmenden Reiter mit schweren Peitschen ausgerüstet sind, nicht um den eigenen Renner anzutreiben, sondern um den anderen „Jockeis" und ihren Pferden möglichst viele und kräftige Hiebe zu versetzen

An dem Rennen nehmen stets zehn Pferde teil. Schon einige Zeit vorher finden Ausscheidungsrennen statt, nach deren Ausfall die Gildemeister die Teilnehmer bestimmen. Zugelassen werden aber nicht die Sieger der einzelnen Vorrennen, sondern man trifft die Auswahl so, daß zehn möglichst gleich schnelle Pferde ins Hauptrennen kommen, das man auf diese Weise möglichst spannend zu machen sucht. Sind die Teilnehmer bestimmt, so werden sie wie auch ihre Reiter durch das Los den einzelnen Gilden zugewiesen, die nun alles tun, um ihr Pferd in gutem Zustande herauszubringen.

Endlich ist der große Tag gekommen. Die ganze Stadt spricht von nichts anderem als dem Rennen. Gegen drei Uhr nachmittags erscheinen die einzelnen Gilden in mittelalterlicher Tracht; sie vereinigen sich zu einem großen Zuge, der sich mit Trommeln, Fahnen und Banner durch die Straßen bewegt, die an diesem Tage ein einzigartiges Bild altitalienischen Lebens bieten. Auf dem Marktplatz — gleichzeitig Start und Ziel — löst der Zug sich auf. Die Reiter erhalten ihre letzten Instruktionen, nachdem zuvor mit ihnen das Honorar für den Fall des Sieges vereinbart ist. Nicht selten beläuft es sich bei den reicheren Gilden auf Tausende von Lire. Auch für wohlgezielte Schläge an die anderen Wettbewerber werden Prämien ausgesetzt. Von irgend welchem Sportgeist ist dabei natürlich nicht die Rede. Im Gegenteil: Schiebungen jeder Art sind an der Tagesordnung, und häufig verkaufen Gilden, die Geld nötig haben, ihre Chancen an andere reichere.

Der Marktplatz hat sich inzwischen „bis zum Rande" mit Menschen gefüllt, alle Fenster, Gitter und selbst die Dächer der Häuser sind mit Zuschauern besetzt. Mit Mühe wird der nötige Raum für den großen Umzug frei gehalten, in dem die am Rennen teilnehmenden Pferde in samtenen Decken mit langen Goldfransen, ihre Reiter in federgeschmücktem Helm und goldenem Brustpanzer, paradieren. Der Zug hält alle Augenblicke, um den Bannerträgern Gelegenheit zu geben, ihre Kunst im Fahnenschwenken zu zeigen, das, in altüberlieferten, streng festgelegten Formen ausgeführt, eine nicht geringe Gewandtheit erfordert.

Endlich erfolgt der Start zum Rennen selbst. Die zehn Pferde tänzeln, in einer Reihe nebeneinander aufgestellt, unruhig hin und her. Ihre Reiter tragen jetzt lederne Wämser und Beinkleider in den Farben ihrer Gilde, auf dem Kopfe eine metallene Kappe als notwendigen Schutz gegen die zu erwartenden Peitschenschläge der Kollegen.

Ein Trommelsignal erklingt. Ein Tau wird fortgezogen, aus den Kehlen Tausender von wild gewordenen Zuschauern ertönt fanatisches Gebrüll, und die Pferde schießen davon, angetrieben von den Peitschenschlägen der Jockeis, die wie Wahnsinnige auf einander losdreschen, obwohl bestimmungsgemäß während der ersten 30 Meter nicht geschlagen werden darf. In dichtem Rudel geht es in gestrecktem Galopp auf die erste „Kurve" zu, eine scharfe Straßenecke, hinter der die Straße ziemlich steil nach dem Mangia-Tor zu abfällt. Es ist ein Wunder, daß hier kein Unglück geschieht. Die Eisen der Pferde klappern auf dem harten Pflaster. Die Aufregung der Zuschauer ist unbeschreiblich. Der ohrenbetäubende Lärm läßt auch keinen Augenblick nach. Alles schreit, brüllt, tobt, johlt und feuert die Reiter zu immer tollerem Tempo an. Die Menge ist geradezu von Sinnen. Das anfangs dicht geschlossene Rudel zieht sich allmählich in die Länge, aber alle Reiter, auch wenn sie nicht mehr die geringste Aussicht auf Sieg haben,

fahren fort, wie toll auf die übrigen Jockeis und ihre Tiere einzuhauen, als ob ihre Seligkeit von einem gutsitzenden Schlage abhinge.

Ein Schuß fällt; das Rennen ist zu Ende. Ein Polizeiaufgebot umgibt sofort den Sieger, um ihn vor den Anschlägen enttäuschter Gegner zu schützen. Die Mitglieder der siegreichen Gilde stürzen auf den Reiter zu, unbekümmert um die Gefahr, von später einkommenden Pferden überannt zu werden, heben ihn auf die Schultern und tragen ihn im Triumph nach der Richtertribüne, wo ihm als Zeichen des Sieges der „Palio", ein goldverbrämter Sammetmantel, umgehängt wird. Die Gilde versammelt sich um ihn, während ihr Obermeister jedem, der Durst hat — und wer verspürte den nicht nach solcher Beanspruchung seiner Lunge? —, funkelnden Chianti ausschänkt.

Am folgenden Tage hält die Gilde einen feierlichen Umzug durch die Stadt, und etwas später gibt sie ein großes öffentliches Bankett unter freiem Himmel, woran Hunderte von Personen teilnehmen.

Dann gehört der „Palio" wieder für ein halbes Jahr der Vergangenheit an.

# Bücherschau.

„Ostdeutsche Monatshefte" (Juniheft). Jahrg. X, Heft 3, Juni 1929, Herausg.: Carl Lange, Oliva b. Danzig. Reichbebildert und vielseitig ist dieses Sammelheft der Ostdeutschen Monatshefte, das mit einem einführenden Beitrag über „Deutschheit und Menschentum" von Alfred Petrau Geist und Wesen der Zeitschrift kennzeichnet. Der Steinmetz Karl Maertin, dessen schöne Gedichte vielfache Würdigung maßgebender Kritiker fanden, erzählt uns von dem früh verstorbenen Freund, dem in Elbing geborenen Bildhauer Heinrich Splieth, dessen überragende Bedeutung noch zu wenig erkannt ist. Zahlreiche Bilder zeigen uns die künstlerische Gestaltungskraft. Otto Brattskoven führt uns wieder zu einem der siebenbürgischen bedeutenden Maler Hermann Konnerth, von dem schon häufiger in dieser Zeitschrift die Rede war. Er wurde auch im Sonderheft „Siebenbürgen" in einem Beitrag über siebenbürgisch-sächsische Maler mit Bildern behandelt.

Der niederdeutschen Bewegung sind einige Beiträge gewidmet und damit ist die Bedeutung anerkannt und betont, die das Heimatliche auch in der künstlerischen Welt für den Menschen hat. Einige Gedächtnisaufsätze zeichnen uns das menschliche und künstlerische Bild von Timm Kröger und den 60 Jahre alt gewordenen, in Ostpreußen geborenen und in Oberschlesien heimisch gewordenen Robert Kurpiun.

Es würde zu weit führen, den reichen Inhalt des Heftes näher anzugeben. Bedeutungsvoll ist eine Ergänzung des kürzlich erschienenen ostdeutschen Frauenheftes durch Beiträge von Jenny Kopp über „Leben und Wirken der Gräfin Truchseß zu Waldburg", einer energischen tatkräftigen Frau, die der ostpreußischen Landwirtschaft starken Aufschwung gab. Mit Novellen und Skizzen sind Hans Zuchhold, Bruno G. Tschierschke, Wolfgang Federau, Marian Hepke, Heinz Steguweit vertreten, mit Gedichten Ludwig Bäte, Karl Maertin, Hans Böhm. Professor Dr. Waldemar Öhlke, der kürzlich 50 Jahre alt wurde, setzt in seiner unterhaltenden und humorvollen Schilderung seine Erinnerungen „Aus dem Leben eines Danzigers" fort. Alles in Allem: eine reiche Auslese künstlerischen Lebens und Wirkens.



# Bunte Chronik



* **Zeigen Sie mir Ihre Zunge!** Fingernägel und Charakter, Gang und Charakter, Farbe und Lage der Auge Form der Finger, Haltung des Kopfes, sie alle sind schon in Verbindung gebracht worden mit dem Charakter des Besitzers oder der Besitzerin. Jetzt ist etwas Neues hinzugekommen: Die Zunge. Ein Engländer will entdeckt haben, daß der Charakter des Menschen aus der Form seiner Zunge zu erkennen sei. Ein jeder stecke also beim Lesen dieser Zeilen nur einmal die Zunge heraus und ziehe seine Folgerung, mit dem Spiegel natürlich. Eine lange Zunge zeugt von Freimütigkeit; eine kurze auf Verschlossenheit. Ist die Zunge breit, dann ist der Besitzer mitteilsam. Die lange, breite Zunge spricht viel, ohne über das Gesprochene nachzudenken, die lange, schmale Zunge bedeutet, daß ihr Besitzer noch lange nicht alles sagt, was er denkt . . . Kurze und breite Zunge: ein Schwätzer und Lügner; kurz und schmal sind Zeichen von List und außergewöhnlichem Lügentalent, aber auch von Zurückhaltung und großer Vorsichtigkeit. „Nehmt euch vor allem in acht", sagt der englische Advokat, „vor den Kurz- und Schmalzüngigen; sie sitzen immer auf der Lauer, euch zu packen." Mit diesen Feststellungen des Engländers haben wir eine prächtige Anweisung, um den Charakter unserer Lieben, Freunde, Bekannten und Feinde zu erforschen. Es heißt jetzt nicht mehr: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist", sondern: „Zeige mir schnell mal deine Zunge."

*

* **Heldentod einer Mutter.** Vor einigen Tagen fand in einem kleinen Nest in Calabrien die Einweihung eines Denkmals, das die Heldentat einer Mutter verewigen soll, statt. Am 11. Februar wurde die Bäuerin Carmela Borelli aus Sarsanile, während sie mit ihren zwei kleinen Kindern durch den Wald ging, von einem Schneesturm überrascht. Sie zog ihre Kleider aus und hüllte die Kleinen damit ein. Am nächsten Morgen fand man die Leiche der erfrorenen Mutter, während die Kinder unversehrt waren. Aus allen Ecken Italiens wurden den Waisenkindern Geldbeträge geschickt, und der faszistische Verein der sogenannten kleinen Italiener ließ zu Ehren Carmela Borellis ein Denkmal errichten. Das Denkmal besteht aus einer großen Säule, die mit einer Inschrift versehen ist: „Zum Andenken an Carmela Borelli, die ein herrliches Beispiel von Mutterliebe und heldenmütiger Aufopferung gezeigt hat". Das Denkmal wurde vom Erzbischof unter Beisein von Kindern aus allen Schulen Italiens feierlich eingeweiht.

*

* **Die Einladung zum Selbstmord.** Auf höchst ungewöhnliche Weise gedachte sich kürzlich ein junger Mann namens Ernest Mialon in Paris vom Leben zum Tode zu befördern. Nachdem er, von Beruf Schauspieler, lange Zeit vergebens ein Engagement gesucht hatte, beschloß er, aus dieser Welt zu scheiden. Er gab als Vorbereitung dieser Absicht ein Zeitungsinserat auf und versandte außerdem an sämtliche Pariser Theaterdirektoren eine säuberlich geschriebene Einladung, seinem am so und sovielten zu der und der Zeit erfolgenden Selbstmord durch Erhängen am Pfeiler einer genau bezeichneten Seinebrücke beizuwohnen. Natürlich fand sich zu dem angegebenen Zeitpunkt eine große Menge Neugieriger an der bewußten Stelle ein, und der Schauspieler schickte sich nach einer Ansprache ungefähr des Inhaltes, daß auf Erden kein Platz mehr für das wahre Talent sei, tatsächlich an, mit einem Strick um den Hals von der Brücke herabzuspringen. Vorsichtigerweise und als ordnungsliebender Bürger hatte er aber auch die — Polizei von seinem Vorhaben benachrichtigt, die denn auch programmäßig im letzten Augenblick auf der Bildfläche erschien und die Durchführung der ungewöhnlichen Vorstellung verhinderte. — Immerhin war der Zweck, eine Sensation zu schaffen, erreicht, und Herr Mialon tritt jetzt in einem Pariser Varietee als Konferenzier und Selbstmörder a. D. auf!

*

* **Vertraglich bestimmte Interessensphären unter Dieben.** In der letzten Zeit fiel es der japanischen Polizei auf, daß bei Einbrüchen und Diebstählen, die nachgewiesenermaßen von Koreanern begangen wurden, häufig nur Wertsachen geraubt wurden, während vorhandene Geldsummen nicht berührt wurden. Sie suchte nun zu ermitteln, ob es sich hier um reine Zufälle oder um ein systematisches Vorgehen handelte. Die Untersuchung vermochte aber keinerlei Aufklärungen über diese sonderbaren Vorgänge zu bringen. Erst eine freundliche Mitteilung aus der japanischen Unterwelt, daß die „führenden" japanischen Diebe mit ihren koreanischen „Berufsgenossen" eine Vereinbarung getroffen hatten, die das Arbeitsgebiet dieser beiden „ehrenwerten" Landsmannschaften in zwei Interessensphären einteilten, brachte Licht. Den Japanern sollte, als Angehörigen einer höheren Rasse, sämtliches Bargeld überlassen sein, während die Koreaner alle Wertgegenstände für sich beanspruchen durften. Dieses Abkommen wurde auch, wie das „unter Ehrenmännern" nicht anders zu erwarten ist, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit eingehalten.

*

* **Die Münzen des Vatikans.** Italienischen Zeitungen zufolge wird der Vatikan Münzen aus Kupfer, Nickel, Silber und Gold prägen. Diese Münzen tragen auf der Vorderseite den Kopf des Papstes, auf der Rückseite die Wertbezeichnung.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg